

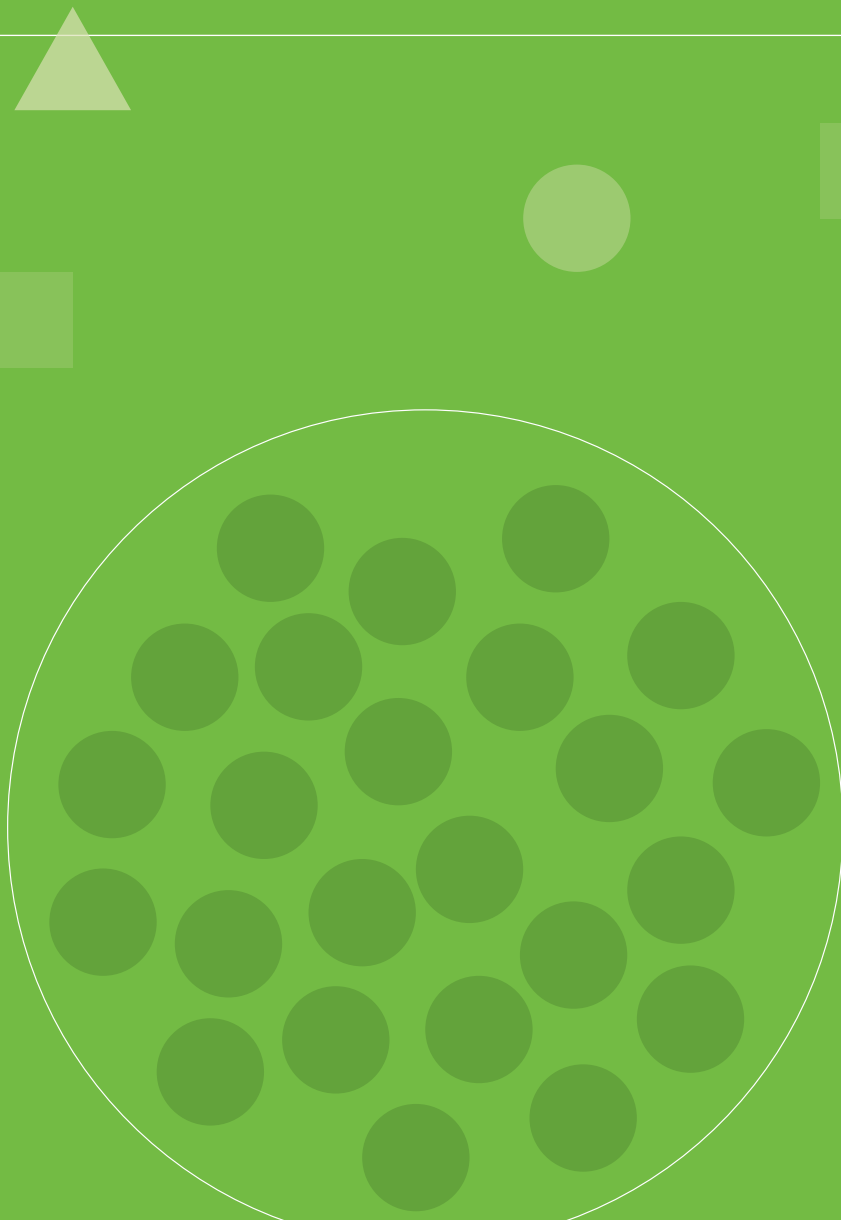
# bethel » wissen

Fachthemenreihe der Stiftungen Sarepta | Nazareth

Ausgabe 11

» THEMA

## GEMEINSCHAFT VERWIRKLICHT?



ISSN 2364-02940

# ***»Inklusion ist die Antwort – was war nochmal die Frage?«***

(Titel der 29. Jahrestagung der Integrations- und Inklusionsforscher/-innen in deutschsprachigen Ländern)





## EDITORIAL

» Liebe Leserin, lieber Leser,

mit unserer Vision „Gemeinschaft verwirklichen“ brachten wir bereits im Jahr 2001 im Vorfeld der UN-Konvention für die Rechte von Menschen mit Behinderungen (UN-BRK) das Thema Inklusion auf den Punkt. Damit verbinden wir ein Recht auf umfassende Teilhabe und Barrierefreiheit auf allen Gebieten des Lebens. Diese Ausgabe verdeutlicht, dass dies nicht nur für Menschen mit Beeinträchtigungen gilt, sondern für alle Menschen. Dafür setzen wir uns in der Gestaltung des Alltags mit unseren Angeboten, sozialpolitisch sowie in Wissenschaft und Forschung ein.

Vieles hat sich bis heute in den v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel und im sozialpolitischen Umfeld bewegt. U.a. wurde das Gesetz zur Stärkung von Teilhabe und Selbstbestimmung (BTHG) verabschiedet, das für Menschen mit Behinderungen den Rechtsanspruch auf eine gleichberechtigte Teilhabe begründet.

Doch die Fragen sind in den vergangenen 20 Jahren nicht geringer, sondern eher mehr geworden. Bei nicht wenigen gesellschaftlichen Akteuren und Gruppen ist das Thema Inklusion weiterhin mit Zweifeln, Unsicherheiten und Ambivalenzen verbunden: Hat Inklusion Grenzen und wo sind diese zu ziehen? Bewegen wir uns vorwärts oder grenzen wir wieder mehr aus? Müssen wir das Thema Fürsorge wieder deutlicher in den Mittelpunkt stellen, damit Menschen mit schweren Beeinträchtigungen ihre Rechtsansprüche überhaupt wahren können? Können und wollen wir uns den zur Realisierung einer inklusiven Gesellschaft erforderlichen gesellschaftlichen Wandel angesichts der aktuellen Krisen leisten? Und wir fragen uns vor allem: Was ist dabei unsere Rolle und Aufgabe?

Es lohnt es sich innezuhalten und sich kritisch damit auseinanderzusetzen, wo wir stehen und inwieweit Gemeinschaft mittlerweile verwirklicht ist. Dazu möchte diese Ausgabe einen Beitrag leisten.

Ich danke allen Autorinnen und Autoren für ihre Beiträge in dieser Ausgabe und möchte alle Leserinnen und Leser herzlich einladen, mit uns in den weiteren Diskurs einzutreten – z.B. auf dem 1. Bielefelder Teilhabekongress am 15. und 16. Juni 2023 ([www.bethel.de/teilhabekongress2023](http://www.bethel.de/teilhabekongress2023)).

Ihr Prof. Dr. Ingmar Steinhart

## INHALT

- Seite 4** **Gemeinschaft verwirklicht?**  
Inklusion vs. Exklusion
- Seite 8** **Wohnungslos – nicht rechtlos!**  
Ein Verein für und mit Menschen ohne Wohnung
- Seite 12** **Von Regen, Ängsten und Sehnsucht**
- Seite 14** **Demenzsensible Pflegekultur als geistliche Weggemeinschaft**  
Ein Plädoyer
- Seite 18** **Licht am Horizont**  
das mein Alleinsein zerbricht
- Seite 20** **Gemeinschaft**  
(neu) lernen
- Seite 22** **Teilhabe und Selbstbestimmung verwirklichen**  
Das Ziel verlieren wir nicht aus den Augen!
- Seite 24** **Gemeinschaft**  
verwirklichen
- Seite 26** **Inklusive Dienstgemeinschaft**  
im Krankenhaus
- Seite 28** **Ohne Arbeit**  
fällt mir die Decke auf den Kopf
- Seite 32** **Gemeinschaft in Kirche?**  
Mein Weggang und neuer Zugang
- Seite 34** **Gemeinschaft**  
am Lebensende?!

# › GEMEINSCHAFT VERWIRKLICHT? INKLUSION VS. EXKLUSION

» „Dazugehören und einfach da und dabei sein – Gemeinschaft verwirklichen – oder draußen bleiben – wollen oder müssen?“ sind Fragen, die uns als Gesellschaft, als (Kirchen-)Gemeinden, Nachbarschaften und in sozialen Räumen in unseren ineinander verwobenen Lebenskontexten im Rahmen von Arbeit, Schule, Freizeit und Familie sowie Gesundheit und Krankheit immer wieder einholen und bis heute beschäftigen. So auch in dieser bilanzierenden Frage des Hefttitels, die zu einer Bestandsaufnahme und einem Ausblick einlädt.

Tangiert wird ein wichtiges archaisches, sogar schon biblisch überliefertes, menschliches Grundbedürfnis – das sich bis heute sicherlich nicht wesentlich verändert hat. Selbstverständlich dabei zu sein bedeutet heute Anerkennung in Differenz, bedeutet barrierefreier Zugang zu Angeboten und Diensten, die allen gleichermaßen offenstehen. Das ist gelebte Inklusion.

Inklusion ist seit der Verabschiedung der UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) im Jahr 2006 verbrieftes Menschenrecht. Behinderung wird nicht mehr als individuell-defizitär betrachtet. Menschenrechte richten den Blick auf Gleichstellung sowie Ausgestaltung barrierefreier gesellschaftlicher Rahmenbedingungen. Denn die erschwerten Lebenslagen einer Person sind nicht auf seine/ihre Behinderung/Beeinträchtigung zurückzuführen, sondern auf Barrieren des sozialen Umfeldes und der Gesellschaft. Diese Vision gilt weltweit als menschenrechtlicher Leitstern für die veränderte Gestaltung der sozialen Systeme, der Sozialpolitik und der gesetzlichen Grundlagen. Zur Umsetzung der UN-BRK hat sich Deutschland u.a. mit dem Bundesteilhabegesetz (2016) oder dem Kinder- und Jugendstärkungsgesetz (2021) für eine inklusive Kinder- und Jugendhilfe auf den Weg gemacht.





Begleitet wird der lange Umsetzungsprozess von Aktionsplänen in Kommunen und Städten sowie von einem Monitoring staatlicher Bestrebungen durch unabhängige Stellen. Es sind viele begrüßenswerte Entwicklungen angestoßen worden: So ist Teilhabeplanung für Leistungen für Menschen mit Behinderung nun personenzentrierter ausgestaltet. Ebenso soll sich im Hilfeplanverfahren der Jugendhilfe mit der Einbeziehung der Kinder- und Jugendlichenperspektive ein Höchstmaß an Partizipation sowie Inklusion vollziehen.

Als Schattenseite und Umsetzungshindernis erweist sich jedoch ein drastischer Mangel an finanziellen Ressourcen aufgrund staatlicher Kostendämmung, was dem Scherwergewicht der Wirtschaft mit ihren Marktgesetzen im Vergleich zu dem Stellenwert sozialer Rechte geschuldet ist.<sup>1</sup> Bedürfnisse der betreffenden Menschen bleiben dahinter oft zurück. Soziale Spannungsverhältnisse und Ungleichheiten bilden sich ab und bergen soziale Benachteiligung und Armutsrisiken insbesondere für Menschen mit Beeinträchtigung/Behinderung.<sup>2</sup>

Auch Ausschluss, also Exklusion, vollzieht sich als gesellschaftlicher Mechanismus schon seit sich Gesellschaft und Gemeinschaften bilden, die gemeinsam Regeln und Werte des Zusammenlebens definieren. Aufgrund von Schutz und Sicherheitsbestrebungen kommt es zu notwendigen, Gemeinschaft erhaltenden Prozessen von Exklusion, z.B. bei Menschen, die zu einer Gefängnisstrafe verurteilt wurden und im Strafvollzug Wegschluss erfahren. Nach der Verbüßung der Freiheitsstrafe können sich dann erschwerte Bedingungen für die Reintegration in die Gesellschaft ergeben.



1 Seifert, R. (2021). Exklusion/Inklusion als Analysekatogorien: Chancen und Fallstricke für die Soziale Arbeit. In: Anhorn, R., Stehr, J. (Hg.): Handbuch Soziale Ausschließung und Soziale Arbeit. Perspektiven kritischer Sozialer Arbeit, vol 26. Springer VS, S. 432.

2 Oehme, A.; Schröer, W. (2018): Beeinträchtigung und Inklusion. In: Böllert, K. (Hg.): Kompendium Kinder- und Jugendhilfe. Springer Fachmedien, S. 282.





Je nach gelebter und vollzogener gesellschaftlicher Überzeugung regulieren sich Prozesse von Inklusion und Exklusion in einem Wechselspiel. Bisher gibt es Inklusion noch nicht, ohne dass es auch Exklusion gibt. Selektion und Exklusion gehören zu sozial und funktional differenzierten Gesellschaften.<sup>3</sup> Darunter formieren sich die „Überflüssigen“ (unterteilt nach Ethnizität, Gender und/oder Beeinträchtigung), die sich „in der Zone der Integration, der Zone der sozialen Verwundbarkeit und der Zone der Entkoppelung bewegen“<sup>4</sup>. Letzteres erfahren beispielsweise Menschen ohne Wohnung.

Es gibt aber auch ein Draußen bleiben müssen oder ein Aus der Gemeinschaft herausfallen wegen Ungenügendheit durch eingeschränkte Fähigkeiten (Ableism). Barrieren, die aber durch Unverständnis und durch Scheitern an unangepassten Leistungsanforderungen entstehen, berühren den Selbstwert, erzeugen und halten soziale Ungleichheit aufrecht. Dies mündet in Selektion und Ausschluss, z.B. in das Sonderschulsystem. Trotz längerer Bestrebungen um eine inklusive Ausgestaltung des Schulwesens gibt es immer noch voneinander getrennte, separierte Bildungs- und in Folge auch getrennte Arbeitswelten.<sup>5</sup>

Umweltbedingte Barrieren bestehen auf der Mikro-, Meso- und Makro-Ebene weiter.<sup>6</sup> Schule fungiert (auf der Meso-Ebene) als Zu- und Verteilerin zu Arbeit und Einkommen sowie damit verbundenem gesellschaftlichen

Ansehen und als „mächtige Exklusionstreiberin“<sup>7</sup>. Konsequenz sind verschlossene Türen bei dem Zugang zu höherer Bildung, gewünschter Berufswahl, möglicherweise zu sozialen und medialen Netzen, zu Gesundheitsversorgung oder politischer Beteiligung.<sup>8</sup>

Führt Andersheit (othering) zu Diskriminierung und Ausgrenzung, kommt es zu Stigmatisierung. Dies betrifft auch heute noch viele Menschen, denen ein Stigma zugeschrieben wird: Etwas, das in unerwünschter Weise anders ist als wir erwarten, wie etwa ihre Beeinträchtigung/Behinderung. Stigmata werden durch die Gesellschaft konstruiert. Als stigmatisierte Person ringe ich dann um Anerkennung und Wahrung meiner Selbstachtung.<sup>9</sup> In Folge kommt es möglicherweise zu Selbststigmatisierung (Mikro-Ebene). Dieser Zirkelschluss wirkt sich, so die Studienlage, durchaus auf den Erhalt der Gesundheit aus.<sup>10</sup> Ein Stigma kann zu einer „zweiten“ Erkrankung oder Verschlimmerung führen.

Angestoßen durch Anti-Stigma-Bewegungen und -Programme erweisen sich Interventionen wie Protest, Aufklärung und Kontakt als sinnvoll: Das bedeutet den Einbezug und eine Beschwerdemöglichkeit für die Selbst- und Interessenvertretungen für Personen und Gruppen, die Stigmatisierung erfahren. Aufklärung bedeutet das Widerlegen von Vorurteilen und Mythen. Der persönliche Kontakt zu als anders erlebten Personen und Gruppen trägt am stärksten zur Entstigmatisierung bei.

Darüber hinaus gibt es zum Thema Exklusion und Separation das kritisch diskutierte Draußen bleiben wollen – als eine Entscheidung für einen Schutzraum oder andere Qualität und Anerkennung in Bildungsangeboten. Bei selbstbestimmter, bewusster Entscheidung kann es – bei einer leider nur selten vorhandenen tatsächlichen Wahlmöglichkeit – ein persönliches Rezept sein für ein Weniger an Leistungsorientierung und für die Suche nach Unterstützung und Einbettung in einer „exklusiven“ Gemeinschaft. Dann wäre es ein Mittel gegen Isolation und tiefempfundene Erfahrungen von Einsamkeit im Sozialraum. Ferner kann es mit dem Wunsch verbunden sein,

besonders auf die Person zugeschnittene Unterstützungsangebote in Anspruch zu nehmen und in einer „Sonder“-Gemeinschaft zu leben, bei der möglicherweise mehr Zugehörigkeit und Selbstverständlichkeit erfahren werden kann. Auch hier sollten die finanziellen und fachlichen Ressourcen stimmen, damit dieses Konzept aufgehen kann und nicht zu weiterer Isolation, Einsamkeit und zu Menschenrechtsverletzungen beiträgt.

Abschließend kann aus einem Versuch, die Titelfrage zu beantworten, ein weiterhin bestehendes, politisches Mandat für Inklusion und das menschenrechtliche Verständnis von Behinderung/ Beeinträchtigung abgeleitet werden (Makro-Ebene). Daraus leitet sich der Auftrag ab, die Schattenseiten und einen „Roll back“ immer wieder zu beleuchten, sodass weitere gute Entwicklungen und Empowerment angestoßen werden können, um ungewollte Ausschlüsse zu reduzieren. Ebenso gilt es, die Grenzen des Tuns herauszuarbeiten, die sich mit den erschwerten finanziellen Rahmenbedingungen in neoliberal geprägten Gesellschaften ergeben.

Es lohnt sich in Gemeinschaften weiter über das Verwirklichen von Inklusion – verbunden mit der Verankerung solidarischer sozialer Netzwerke – nachzudenken und deren Teilhabepotenziale bestmöglich auszuloten. Es wäre ferner notwendig, die gesellschaftliche Ausrichtung hin zu Inklusion in Richtung Er-

möglichung und Befähigung weiterzudenken, um das Perpetuum Mobile zu unterbrechen. Wenn inklusive Räume durch die Beiträge (Teilgabe) aller (Präambel der UN-BRK) lebendig werden, bedeutet dies einen Benefit für alle. Ein radikaler organisationaler, rechtlicher und sozialpolitischer System- und Haltungswechsel hin zu Befähigungsgerechtigkeit zeichnet sich jedoch in unserer Gesellschaft leider bisher nur begrenzt ab.



**Name:** Prof. Dr. Heidrun Kiessl

**Funktion:** Professorin für Heilpädagogik und Beratung

**Bereich:** Fachhochschule der Diakonie, Studiengang Heilpädagogik und Management/Beratung

**Expertise:** Heil-, Inklusionspädagogik, Beratung, Menschenrechte

3 Luhmann, N. (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Suhrkamp.

4 Seifert, R. (2021): Exklusion/Inklusion als Analysekatoren: Chancen und Fallstricke für die Soziale Arbeit. In: Anhorn, R., Stehr, J. (Hg.): Handbuch Soziale Ausschließung und Soziale Arbeit. Perspektiven kritischer Sozialer Arbeit, vol 26, Springer VS, S. 431.

5 Wacker, E. (2020): Bildung zwischen Exklusion und Inklusion – der soziologische Zugang. Gleichheitsideale und ungleiche Teilhabe bei Beeinträchtigungen. In: Tippelt, R.; Heimlich, U. (Hg.): Inklusive Bildung: Zwischen Teilhabe, Teilgabe und Teilsein. Inklusion in Schule und Gesellschaft, Bd. 12, Kohlhammer, S. 106.

6 Bronfenbrenner, U. (1979): The Ecology of Human Development. Harvard University Press.

7 Wacker, E. (2020): Bildung zwischen Exklusion und Inklusion – der soziologische Zugang. Gleichheitsideale und ungleiche Teilhabe bei Beeinträchtigungen. In: Tippelt, R.; Heimlich, U. (Hg.): Inklusive Bildung: Zwischen Teilhabe, Teilgabe und Teilsein. Inklusion in Schule und Gesellschaft, Bd. 12, Kohlhammer, S. 102.

8 ebd., S. 103.

9 Waldschmidt, A.; Karim S. (2022): Stigma. In: Lenz, K.; Hettlage, R. (Hg.): Goffmann Handbuch. Leben Werk Wirkung. Springer, S. 224.

10 IKK Klassik Studie 2021; Schomerus, G. (2022): Was sagt die Wissenschaft? Neue Befunde zum Stigma psychischer Krankheit. Kerbe, 2, S. 8-12.

---

# › WOHNUNGSLOS – NICHT RECHTLOS! EIN VEREIN FÜR UND MIT MENSCHEN OHNE WOHNUNG

---

» Was entwickelt sich, wenn wir Menschen mit Erfahrungen mit Wohnungslosigkeit über einen Zeitraum von drei Jahren die Möglichkeit geben, sich regelmäßig zu treffen und zu vernetzen?

Dank der Unterstützung von Aktion Mensch, dem Diakonischen Werk in Niedersachsen und Mitteln der Stiftung Bethel konnten wir 2016 in einem ergebnisoffenen Projekt „Teilhabe und Selbstorganisation wohnungsloser Menschen“ zu jährlich stattfindenden Wohnungslosentreffen einladen. Die Idee für das Projekt in Form von Sommercamps geht zurück auf Projekte in Ungarn, wo in ähnlicher Form Beteiligung von wohnungslosen Menschen erreicht wurde.

Zum Ende des Projekts 2019 haben mehr als 70 teilnehmende Menschen verabredet – orientiert an einem Leitbild – eine Selbstvertretung wohnungsloser Menschen aufzubauen und zu verstetigen. Wohnungslose und ehemals wohnungslose Menschen wollten Formen weiterentwickeln, wie sie ihre Interessen, Anliegen und Forderungen selbst vertreten können. Sie benötigten aber auch Qualifizierung sowie vor allem organisatorische und finanzielle Unterstützung. Darum baten sie die Stiftung Bethel um weitere Begleitung. Wir sollten „Hebamme“ sein.

Bewährt hatten sich die Arbeitsformen Sommercamp, Koordinierungstreffen und Gruppenarbeit. Für den Aufbau einer Selbstvertretung wurde am etablierten Standort Freistatt eine Koordinierungsstelle eingerichtet. Sie sollte die Arbeit organisatorisch und inhaltlich weiterführen, Menschen zur Mitarbeit gewinnen und qualifizieren, die Klärung der Rechtsform vorantreiben und am Aufbau und der Verstetigung regionaler und thematischer Gruppen unterstützend mitwirken.

## Was ist entstanden?

Es zeigte sich im Projektverlauf, dass wohnungslose Menschen deutlich mehr persönliche Ressourcen besitzen, als angenommen wird. Negative Erwartungen haben nicht nur außenstehende Personen, sondern oft auch die wohnungslosen Menschen selbst. Der Empowermentansatz des Projekts stabilisierte viele Teilnehmenden und verbesserte ihre Lebenslage nachhaltig.

2019 gründeten die Projektbeteiligten den Verein „Selbstvertretung wohnungsloser Menschen e.V.“. Das Land Niedersachsen, die Obdachlosenstiftung Bayern, die Aktion Mensch, das Diakonische Werk Niedersachsen, die Diakonie Deutschland, die Klosterkammer Hannover, die Diakonie Herzogsägmühle, die Stiftung Bethel und Spenderinnen und Spender unterstützen seitdem die Selbstvertretung bei ihrem Aufbau.

Die Selbstvertretung wohnungsloser Menschen e. V. ist für wohnungslose oder ehemals wohnungslose Menschen ein Ort der Gemeinschaft. Sie ist zudem Sprachrohr und Interessenvertretung, verfügt über ein weites Netzwerk und baut dieses stetig weiter aus. Auf den jährlichen Wohnungslosentreffen und weiteren Gruppentreffen ist Raum zum Kennenlernen, Kontakte knüpfen, zum Austausch und zum Benennen von Anliegen.





**Es sind inzwischen klare Forderungen entstanden:**

## **Menschenwürdige Unterbringung**

Wenn ein Mensch seine Wohnung verliert, nicht das Geld hat für ein Hotelzimmer und auch nicht bei Familie, Freunden und Bekannten unterkommen kann, steht er buchstäblich auf der Straße. Rechtlich muss er nicht auf der Straße stehen, denn laut Polizei-, Sicherheits- und Ordnungsgesetzen stellt die unfreiwillige Obdachlosigkeit eine „Beeinträchtigung des Schutzgutes der öffentlichen Sicherheit“ dar. In dem Fall muss die Kommune, in der die Person obdachlos geworden ist oder sich aufhält, eine Unterkunft stellen, die „Schutz vor den Unbilden des Wetters bietet, Raum für die notwendigsten Lebensbedürfnisse lässt und die insgesamt den Anforderungen an eine menschenwürdige Unterkunft entspricht.“ Jede Kommune hat somit bei der Ausgestaltung der Unterkünfte ein weites Ermessen. Grenzen sind nur nach unten gesetzt: Unterkünfte, die nicht dem Maßstab der Menschenwürde entsprechen, sind unzulässig und müssen daher auch nicht von einem Obdachlosen akzeptiert werden. Die Betroffenen erleben leider oft, dass diese Rechtslage von den Kommunen nicht beachtet wird, sondern dass die Verwaltungsroutine davon abweicht.

Was bedeutet das für die betroffenen Menschen? Sie fühlen sich ausgeliefert, erleben eine absolute Hilflosigkeit. Das Fehlen der Privatsphäre wird als würdelos erlebt. Das Ankommen im Obdach erleben sie als erheblichen sozialen Abstieg, was massive negative Auswirkungen auf das Selbstwertgefühl hat. Durch das Leben im Obdach werden die Menschen stigmatisiert, isoliert und empfinden sich nicht mehr als Teil der Gesellschaft. Sie fühlen sich schutzlos und nicht selten führt das zu Melancholie, Depressionen und Suizidgefahr.

Die Selbstvertretung fordert für obdachlose Menschen eine Unterkunft, die 24/7 zur Verfügung steht. Der Mindeststandard soll sein: Einzelzimmer, die verschließbar sind, ein Kühlschrank, eine Koch- und eine Waschgelegenheit. Die Einzelzimmerunterbringung ist zwingend, um die Privatsphäre zu sichern. Da Leistungen zunehmend digital beantragt werden müssen, sind Zugangsmöglichkeiten zur digitalen Teilhabe unerlässlich. Die Unterkünfte müssen zentral liegen, die kommunale Infrastruktur muss fußläufig erreichbar sein. Bei einer Umsetzung in eine andere Unterkunft müssen hohe Ansprüche an eine ermessensfehlerfreie Entscheidung gestellt werden.



## Kompetente Beratung

Menschen geraten oft in die ausweglose Situation der Obdachlosigkeit, weil sie ihre sozialen Rechte nicht kennen und keine geeignete Beratung erfolgt. Nur wer seine Rechte kennt, kann diese durchsetzen. Darum muss es Aus- und Weiterbildungen für Verwaltungsmitarbeitende und Polizei geben, sodass sie in der Lage sind, eine qualifizierte Verweisberatung in möglicherweise notwendige Hilfeformen zu erbringen. Der obdachlose Mensch soll im Erstkontakt einen Überblick über seine rechtlichen und sozialen Möglichkeiten erhalten.

## Bezahlbarer Wohnraum

Der Weg heraus aus der Wohnungslosigkeit ist extrem schwer. Das liegt nicht nur daran, dass bezahlbarer Wohnraum knapp ist. Er muss zudem bei Bezug von Sozialleistungen innerhalb der Angemessenheitsgrenzen liegen, die Vermieter und Vermieterinnen erwarten eine SCHUFA-Auskunft ohne negativen Eintrag und legen Wert auf eine Zusammensetzung der Mieterschaft, die wenig Konflikte im Haus erwarten lässt. Nicht zu unterschätzen ist: Wenn jemand einmal wohnungslos war, behält er, warum auch immer, ein Stigma.







**Name:** Frank Kruse

**Funktion:**

Bereichsleiter Wohnungslosenhilfe Freistatt; Lehrbeauftragter Uni Vechta; Vorstand Fachverband EFWE in Niedersachsen; BAGW: Mitglied FA Arbeit und Tagesstruktur, FAG Partizipation

**Bereich:**

Stiftungsbereich Bethel im Norden

**Expertise:**

Wohnungslosenhilfe und Partizipation

Besonders frustrierend ist es, wenn in Kommunen Leerstand besteht und die Menschen selbst keinen Wohnraum erlangen können. Daher fordert die Selbstvertretung: Es muss ein verbindliches Leerstandskataster in allen Kommunen angelegt werden. Wohnraum, der länger als zwei Monate unbegründet leer steht, muss von Kommunen beschlagnahmt werden können, um obdachlose Menschen mit Wohnraum zu versorgen. Wenn es keinen wichtigen Grund gibt, der gegen die Vermietung der beschlagnahmten Wohnung an die zugewiesene obdachlose Person spricht, muss der Vermieter bzw. die Vermieterin verpflichtet werden, einen Mietvertrag abzuschließen. Längerfristiger unbegründeter Leerstand muss mit Geldstrafen geahndet werden. Bei gefördertem Wohnungsbau muss ein angemessenes Kontingent an Wohnraum an wohnungslose Menschen vergeben werden.

## Sprechen Sie mit Wohnungslosen, nicht über sie

Die Selbstvertretung wohnungsloser Menschen e. V. ist auf zahlreichen Veranstaltungen aktiv, spricht mit Politik und Verwaltungen über die Situation wohnungsloser Menschen und die strukturellen Probleme und bringt so die wichtigen Forderungen an die jeweils richtige Adresse. Die Mitglieder sind kompetente Ansprechpersonen für Politik, Ämter, Wissenschaft, Lehre, Presse u.a., weil sie die Situation der Wohnungslosigkeit aus eigener Erfahrung kennen und die Auswirkungen hautnah erlebt haben. Sie kennen Armut, Ausgrenzung und Aussichtslosigkeit in allen Facetten.

Ihre Forderung an alle: Sprechen Sie mit wohnungslosen oder ehemals wohnungslosen Menschen statt über sie und sichern Sie sich ungefilterte, konkrete Informationen und machen sich ein eigenes Bild.





# › VON REGEN, ÄNGSTEN UND SEHNSUCHT



**Name:** Lina Gruhn

**Funktion:** Bereichsleitung im Unterstützten Wohnen  
Schildesche/Wohnheim Beckhausstraße

**Bereich:** Bethel.regional, Region 5

**Expertise:** ambulante und stationäre Eingliederungshilfe,  
Sozialraumorientierung



» Eben noch strahlender Sonnenschein und dann plötzlich der Wolkenbruch. Eben haben wir noch die Tische draußen dekoriert und ein paar Momente später stehen wir an den Fenstern und blicken in den strömenden Regen. Dabei soll doch heute das erste Sommerfest vom Unterstützten Wohnen Schildesche nach drei Jahren Corona-Pause sein! Wir wollen einander wieder begegnen, gemeinsam feiern und eine schöne Zeit haben. Und darum sagen wir uns: „Gemeinsam schaffen wir das!“ Genau in dieser Situation erhalte ich telefonisch die Anfrage für diesen Beitrag. Und ich sage zu.

Im Unterstützten Wohnen Schildesche unterstützen wir derzeit ca. 95 Menschen mit einer psychischen Erkrankung und/oder geistigen wie körperlichen Beeinträchtigung in ihren Wohnungen und in ihrem Alltag. Unser Sommerfest konnten wir schließlich doch richtig fröhlich feiern – zum Glück ohne andauernden Regen. Es war ein Erfolg, alle Teilnehmenden waren zufrieden. Jedoch war zu beobachten, dass aus dem ambulanten Bereich weniger Teilnehmende da waren als in den Jahren vor Corona. Diese Beobachtung brachte mich zum Nachdenken: Warum?

## Ein Rückblick

Vor Corona gab es viele gemeinsame Freizeit- und Begegnungsangebote (z.B. eine Freizeitgruppe, gemeinsame Angebote zu kirchlichen Feiertagen etc.), die wir dann leider einschränken oder aussetzen mussten. Für viele ambulante Klienten und Klientinnen brachen der gewohnte Tagesablauf und wichtige soziale Kontakte weg. Die Angst vor Ansteckung und Quarantäne sowie die Sorge, wer sich kümmert oder einkauft, wenn man mit Corona infiziert ist, machte vielen zu schaffen. Trotzdem versuchten die Mitarbeitenden mit allen Mitteln, die Kontakte zu ihnen aufrechtzuerhalten. Auf Wunsch fanden Termine bei Wind und Wetter draußen oder am Telefon statt. Es gab Versuche, per Telefon zu erklären, wie man sich Skype einrichtet, um sich wenigstens beim Telefonieren zu sehen. Dabei fiel auf, dass häufig der Zugang zu digitalen Medien fehlte und es kaum Erfahrungen im Umgang damit gibt, digital Teilhabe zu erleben.

Zu Weihnachten und Silvester mussten die Angebote leider auch ausfallen, die für viele Menschen eine wichtige Anlaufstelle waren, um an den Festtagen nicht alleine zu sein. Über eine Spende konnten wir zumindest für alle eine Weihnachtstüte packen. Zu Silvester kochte ein Mitarbeiter, brachte das Essen Klienten und Klientinnen nach Hause und hielt bei allen einen kleinen Plausch, ganz unter dem Motto „Du bist nicht alleine! Gemeinsam schaffen wir auch das!“.

Nach den Lockdowns war zu beobachten, dass viele Klienten und Klientinnen sehr verunsichert waren, ob sie an unseren Angeboten wieder teilnehmen sollten. Es bedurfte viel Motivation und Zuspruch.

Das Bethel-Anliegen Gemeinschaft verwirklichen erschien während dieser Zeit nötiger denn je und gleichzeitig so viel schwieriger als zuvor. Abstand halten hilft, um sich nicht so schnell mit Corona anzustecken, aber für das soziale Miteinander und gute Begegnungen war es oftmals sehr hinderlich.

## Und aktuell?

Wir beobachten, dass soziale Ängste und Depressionen in den letzten drei Jahren stark zugenommen haben. Mit Sorge stellen wir fest, dass es bei den Neuanfragen gerade junge Menschen sind, die durch Ängste oder Depressionen in ihrem Alltag eingeschränkt werden und sich professionelle Unterstützung suchen.

Doch es ist auch Gutes passiert und es haben sich auch Chancen aufgetan. Zum Beispiel konnte ein Klient durch die Entbehrungen der Corona-Zeit so viel Geld sparen, dass er im Sommer seine Familie in der Türkei besuchen konnte.

Der Runde Tisch in Schildesche hat unter der Beteiligung der Theaterwerkstatt Bethel ein neues Projekt zur Quartiersarbeit ins Leben gerufen und es gibt viele tolle Ideen und Aktionen, bei denen sich alle Menschen aus dem Stadtteil begegnen können, z.B. eine Aktion zum Protesttag für Menschen mit Behinderung, Mitwirken beim Carnival der Kulturen etc.. Das Wichtigste ist jedoch, dass man spürt, dass alle Beteiligten Lust haben, sich wieder zu begegnen und sich auszutauschen.

## Zuversichtlich in die Zukunft

Für unsere Arbeit wird das Thema Digitalisierung in den nächsten Monaten eine größere Rolle spielen, da durch Corona deutlich wurde, dass man nach anderen Möglichkeiten suchen muss, um miteinander in Kontakt zu treten. So soll es z.B. Schulungen für alle Interessierten rund um die Bedienung von Skype geben.

Gemeinschaft verwirklichen ist ein Leitsatz, der unser Handeln und unsere Arbeit prägt. Durch die Beschränkungen in der Coronazeit wurden wir in diesem Handeln ausgebremst, aber der Wunsch und die Sehnsucht nach gemeinschaftlichen Begegnungen ist größer als die Verzagtsein.

*Es wird Zeit brauchen, aber ich bin mir sicher:  
Beim nächsten Sommerfest wird kein Platz leer sein!*



---

# › DEMENZSENSIBLE PFLEGEKULTUR ALS GEISTLICHE WEGGEMEINSCHAFT EIN PLÄDOYER

---

» Menschen verankern ihr Leben in Gemeinschaften. Entsprechend verständlich ist ihr Wunsch, im Zuge einer demenziellen Erkrankung nicht aus bestehenden Gemeinschaftsverbindungen herauszufallen. Im *Lazarus-Haus* in Berlin (eine stationäre Altenpflegeeinrichtung der Hoffnungstaler Stiftung Lobetal mit insgesamt neun Wohnbereichen) gibt es seit Januar 2020 zwei Projektstationen, auf denen bereits hochgradig demenziell erkrankte Menschen leben. Viele von ihnen kamen zu uns, weil sie in anderen Einrichtungen als „nicht integrierbar“ galten. Der Umgang mit seelischen und motorischen Unruhezuständen (nicht selten gepaart mit einer Umkehr des Tag-Nacht-Rhythmus) und die manchmal auch ganz physische Unmittelbarkeit, mit der Betroffene ihre Gefühle zum Ausdruck bringen – darunter Trauer, Einsamkeit, Verzweiflung oder auch Wut – können überfordern und das Bedürfnis nach strikten Ab- und Ausgrenzungen erwecken.

Nicht ohne Grund gilt die Pflege von Menschen mit einer demenziellen Erkrankung als eine der größten Herausforderungen für Pflegenden, aber auch für Angehörige und andere Mitmenschen im direkten Lebensumfeld. Das erfahren wir auch immer wieder in unserem Heimalltag. Zugleich zeigt sich aber auch, wie wichtig es ist – wider alle Berührungängste, Fremdheitsgefühle und Vorurteile –, kontinuierlich auf bereichsübergreifende soziale und spirituelle Angebote zu achten, d.h. auf Räume, in denen Menschen mit und ohne eine demenzielle Betroffenheit verstärkt zusammenkommen und Gelegenheit haben, zwischenmenschliche Bande auf der Ebene tiefvertrauter innerlicher Muster zu stärken. Dies geschieht z.B. im Singen altbekannter Lieder, im Hören von Märchen und Gedichten, im Feiern von Festen und Andachten mit ihren sinnlich erfahrbaren Symbolen, in zweckbefreitem Spie-

len. Es gehört zu den größten Wundern (und damit auch Rätseln) der unter dem Oberbegriff Demenz zusammengefassten Krankheitsbilder, dass die ästhetischen Quellen der menschlichen Freude, insbesondere die Musik, vom Fortschreiten der Erkrankung sehr oft unberührt zu bleiben scheinen. In Situationen, in denen dies sichtbar wird, erfahren Pflegenden und Betreuende, die Auszubildenden und Angehörigen immer wieder tiefes Glück: ein Gefühl von echter Verbindung, von Verstehen, von neuer Offenheit durch Erstaunen, das für manches Schwere reich zu entschädigen vermag. Wir merken dies auch daran, dass jeder Moment solchen Gelingens hier tendenziell tiefere Spuren hinterlässt als im „gewöhnlichen Leben“. Wenn ein Mensch mit einer schweren Demenz alle Strophen eines Weihnachtsliedes auswendig mitsingt, einen Tanz beginnt, eine Blume schenkt oder mit jemandem in der Betrachtung eines Bildes versinkt – das fällt auf, das erfährt man tief mit, davon wird noch lange erzählt.

## Neue Denkwege

Während aktuell eine gesellschaftliche Tendenz dahin geht, mehr besondere, in sich geschlossene Orte für demenziell erkrankte Menschen zu erschaffen (z.B. Demenz-Dörfer), gibt es auch verstärkt Bestrebungen, unsere bestehende Kultur demenzsensibel zu gestalten. Verständlicherweise wird bei letzterem der Fokus der Beziehungsarbeit verstärkt auch auf die *Anfänge* des Krankheitsverlaufs gerichtet, um so daran arbeiten zu können, dass schon vorhandene gemeinschaftliche Bindungen gar nicht erst zerstört werden. Solches ist freilich nicht ohne eine wechselseitige Öffnung für einen Beziehungswandel zu erreichen. Nicht nur Betroffene, sondern gerade auch die jeweiligen Bezugspersonen sind mit herausgefordert, Beziehung auf neue Weise zuzulassen und zu entdecken.





Auf dem 11. Kongress der Deutschen Alzheimer Gesellschaft zeigte Antje Koehler am Beispiel von typischen Inklusionsschwierigkeiten in kirchlichen Gemeinden und Gottesdiensten, wie demenzsensible Gemeinschaft durch neue Sichtweisen gefördert werden kann.<sup>1</sup> Hierarchische Fürsorgebeziehungen seien zwar gut gemeint, verdeckten aber eine tiefere Auseinandersetzung mit der Frage: Was würde unserem Gemeinschaftsleben ohne die Menschen mit demenzieller Erkrankung fehlen? Mit anderen Worten: Welche Blüten des Lebens? Welcher Erfahrungsschatz? Welche Teilhabe an einer Daseinsmöglichkeit, die Eigenheiten hat und zugleich in jedem Menschen erwachen kann?

## Mensch ohne Geist?

Die vorherrschende Wahrnehmung und Bewertung von Demenz in unserer Gesellschaft trägt viel dazu bei, ein Öffnen des Blicks für den sehr weitreichenden und vielschichtigen Phänomenbereich zu verhindern. Bemerkenswerterweise bedeutet das Wort *Demenz* wörtlich aus dem Lateinischen übersetzt „weg vom Geist“ oder gar: „ohne Geist“<sup>2</sup>. Aus Sicht des *Bundesministeriums für Gesundheit* ist damit bereits „das wesentliche Merkmal von Demenzerkrankungen vorweggenommen, nämlich der Verlust der geistigen Leistungsfähigkeit.“ Die aus dieser Definition sprechende Ungeheuerlichkeit, „Geist“ im Allgemeinen mit „geistiger Leistungsfähigkeit“ gleichzusetzen und damit Menschen ohne solche „Leistungsfähigkeit“ als ‚*Menschen ohne Geist*‘ auf eine fundamentale Weise abzuwerten, wird viel zu selten hinterfragt. Autorinnen und Autoren solcher Begriffsbestimmungen könnten einwenden, es sei ja streng genommen nicht so gemeint. Aber die hintergründige Botschaft sickert gleichwohl in das Alltagsverständnis ein, schürt existenzielle Ängste, zementiert Vorurteile, ohne den tatsächlichen Möglichkeitsreichtum an Begegnungen und Erfahrungen mitzuerhellern, wie wir ihn auch in der stationären Altenpflege tagtäglich erleben.

Nach meiner Überzeugung kann gerade ein christlich vertieftes Verständnis von Geist ein zentraler Schlüssel sein, um den höchst reduktionistischen Demenzbegriff – und ein wichtiges Stück weit auch die durch ihn geschürten Ängste – konstruktiv zu überwinden.

## Mehr geistliche Weggemeinschaft wagen

Christen und Christinnen haben einen besonders weiten Begriff des Geists. Geist ist uns nicht nur Ausdruck eines menschlichen Vermögens, sondern immer auch ein gottgeschenktes Medium spiritueller Begegnung und Erfahrung: eine alles „durchwehende“ Kraft, die lebendig macht und die wir weder kontrollieren noch erklären können (1. Mose 1,2; Psalm 104, 29–30); eine Kraft, die uns anspricht und „Zwiesprache“ jenseits aller Begrifflichkeit ermöglicht: „[d]enn wo Rückhaltlosigkeit zwischen Menschen, sei es auch wortlose, gewaltet hat, ist das dialogische Wort sakramental geschehen.“<sup>3</sup> In diesem weiteren Verständnis von Geist begännen sozusagen *geistliche Weggemeinschaft* zwischen Menschen mit und ohne eine demenzielle Erkrankung mit einem Grundvertrauen in die mit begrifflichem Denken und Worten nicht erfassbare Seite unserer Geistigkeit. Diese öffnet das Herz, ermöglicht ein Berührtwerden und Sich-berühren-Lassen im reinen Da- und Zusammensein hier und jetzt. Es sind Momente, aus denen immer wieder Überraschendes hervorgehen kann und die Kraft schenken auch für Zeiten, in denen Verbundenheit nicht gelingen will.

Es gibt auch ein Zusammenleben in Gemeinschaft mit fluktuierenden Beziehungen; das ist kein Widerspruch, solange man mit einer Haltung der Freundlichkeit, der respektvollen Neugier, vielleicht sogar der Liebe, grundsätzlich aneinander festhält im Vertrauen darauf, dass immer wieder Dinge geschehen, mit denen wir nicht rechnen konnten, Schweres leicht werden kann, auch wenn es zuvor unmöglich schien. Stationäre Altenpflegeeinrichtungen mit ihrer besonderen Vielfalt an Menschen, die hier zusammenleben und zusammenarbeiten, sind auf ihre Art prädestiniert, solch' geistliche Weggemeinschaft im engen Zusammenspiel von Betroffenen, Angehörigen, Pflegenden, Seelsorge und Betreuungspersonal zu erproben.

---

1 Hierzu und zum Folgenden das von der Autorin freigegebene Tagungsmanuskript „All inclusive! Wie Teilhabe in demenzsensiblen Kirchengemeinden gelingen kann“ vom 30. September 2022.

2 Hierzu und zum Folgenden: <https://www.bundesgesundheitsministerium.de/service/begriffe-von-a-z/d/demenz.html> (zuletzt abgerufen am 29.11.2022)

3 Martin Buber (2002): *Zwiesprache*. In: *Das dialogische Prinzip*, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, S. 143.

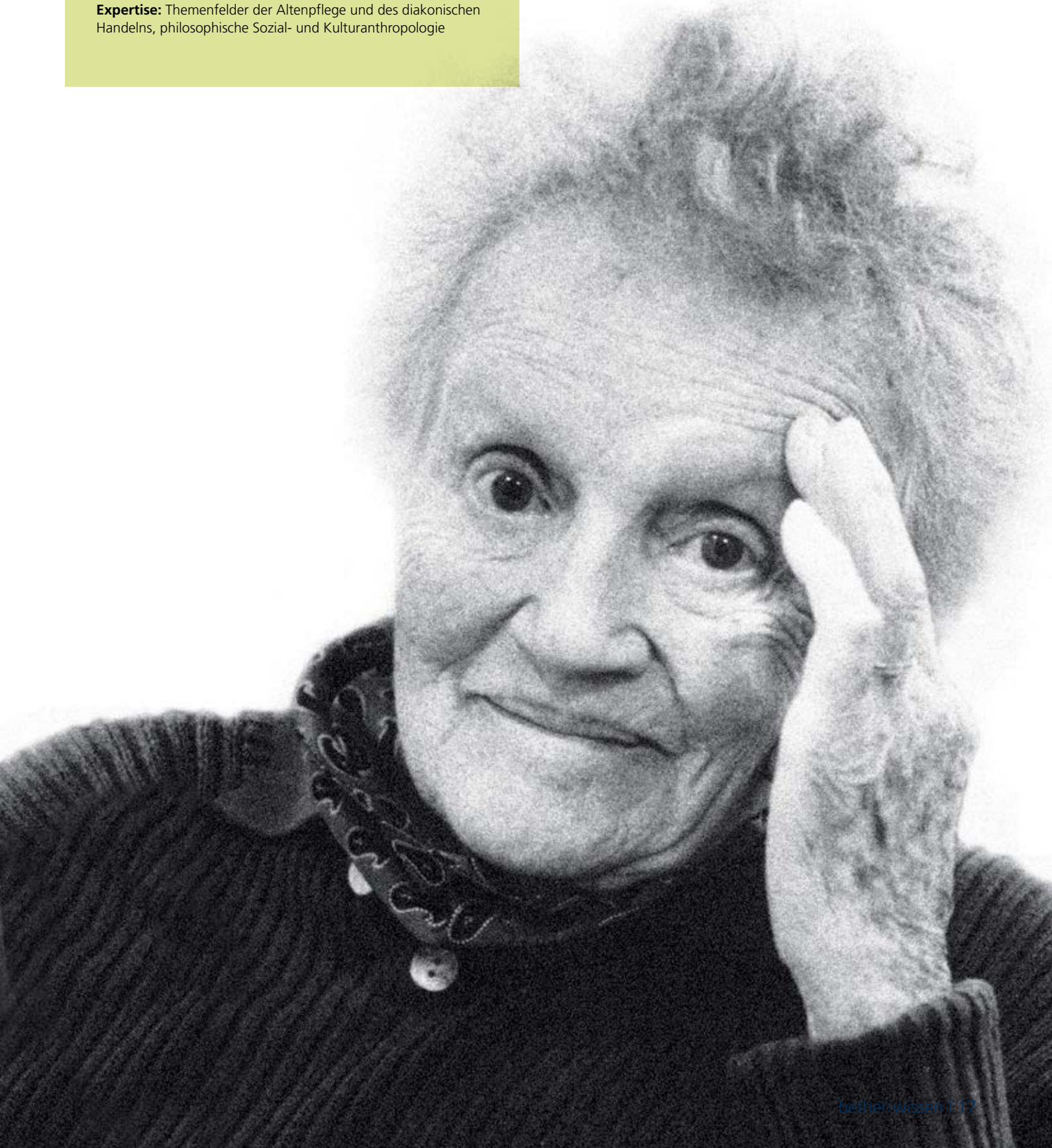


**Name:** Diakonin Dr. phil. Anne C. Weihe

**Funktion:** Koordinatorin der Pflegeausbildung und Praxisanleiterin im Lazarus-Haus Berlin; Mitglied der Diakonischen Gemeinschaft Nazareth; Mitglied des Ethikkomitees der Hoffnungstaler Stiftung Lobetal

**Bereich:** Hoffnungstaler Stiftung Lobetal

**Expertise:** Themenfelder der Altenpflege und des diakonischen Handelns, philosophische Sozial- und Kulturanthropologie



---

# › LICHT AM HORIZONT

## DAS MEIN ALLEINSEIN ZERBRICHT

---

1. Ja, ich lebe hier seit Jahren,  
hier gefangen und nirgends hingefahr'n.  
Frei sein war immer mein größter Traum,  
sitz aber alleine in diesem Raum.  
Sehe das Fenster Tag für Tag,  
weiß gar nicht, was ich grade wirklich noch mag.  
Sah die Gitarre und es war mir egal,  
übte tagtäglich und die Scheibe zerbrach.

Alleine im Keller leben war immer schwer,  
Fensterbrecher, weil nichts andres ging mehr.  
Noch ein Versuch, einen letzten gibt's nicht,  
gib dem Fenster einen Stich.  
Ja, will meinen Horizont jetzt endlich erweitern,  
denn vorher war ich nur am Scheitern.  
Jetzt ist die Zeit dran, es gab nie einen Zeitspann.  
Doch dann sah ich diesen einen Mann.

Yeah, I only see darkness, can only see darkness.  
What should I do? What should I do?  
I wanna be free, I wanna be free, I wanna be free.

Refrain:

Da draußen sehe ich Licht am Horizont,  
das mein Alleinsein zerbricht und zu mir kommt.  
Ist da jemand, der mich hört, ich hab mich in mir verirrt.  
Ich fühl mich allein, wie kann ich mich befrei'n?  
Ist da jemand, der mich hört, ich hab mich in mir verirrt.  
Ich fühl mich allein, da muss doch einer sein!

2. Warum bin ich hier? Ich suche nach dir.  
Wie kam ich hier rein? Ich fühl mich allein.  
Was mache ich hier? Kann mich wer befreien?  
Wer holt mich hier raus? Bin allein in diesem Haus.

*Dieses Lied haben Jugendliche aus der Villa Wertvoll komponiert.  
Alle Rechte sind den Wertvoll Teens vorbehalten.*





---

## › GEMEINSCHAFT (NEU) LERNEN

---

» In Gemeinschaft mit anderen Freundschaften zu erleben, sich auseinanderzusetzen und zu lernen ist die Grundlage für persönliche Entwicklung jedes Menschen – und sie ist in jeder der unterschiedlichen Schulformen im Stiftungsbereich Schulen in Bielefeld-Bethel möglich. Dazu gehören Förderschulen und eine Klinikschule ebenso wie ein Gymnasium, eine Sekundarschule und ein Berufskolleg. Indem sich Kinder und Jugendliche in einer Gemeinschaft erleben, sich angenommen fühlen und als zugehörig empfinden, können sie Selbstwertgefühl und Verantwortungsgefühl entwickeln. Es kommt darauf an, Begegnungen in Gleichberechtigung zu erfahren, „auf Augenhöhe“. Daran hat in der Schulklassen die Klassenführung einen großen Anteil: ein gut organisiertes „Classroom-Management“ schafft eine Ordnung, in der sich jede und jeder auskennt. Individuell angepasste Lernniveaus und Lernangebote sowie sonderpädagogische Prinzipien für Kinder mit Unterstützungsbedarf im gemeinsamen Lernen berücksichtigen die persönlichen Möglichkeiten. Diese Voraussetzungen sind in allen Schulen wichtig und schaffen Lernumgebung und Klassengemeinschaft für alle.

Zum Lernen in der Schule gehören auch andere Orte und Zeiten, in denen Gemeinschaft verwirklicht wird: beim Üben für das nächste Konzert von Big Band, Chor und Orchester, in der Tischgemeinschaft im Hauswirtschaftsunterricht wie in der Mensa, auf der Klassen- oder Kursfahrt, auf dem Schulbauernhof, beim Run- und Rolltag in Bielefeld, in der Schulandacht und vielen anderen Begegnungen und Projekten.

Was verloren geht, wenn die Begegnung mit anderen nicht möglich ist, hat die Zeit der Lockdowns gezeigt. Schülerinnen und Schüler vermissen ihre Klasse und alles

was „Spaß macht“: Ausflüge, Klassenfahrt, Projektwoche, Arbeitsgemeinschaften und viele andere Aktivitäten. Das lebendige Schulleben mit all seinen Begegnungen gab es plötzlich nicht mehr. Bei manchen Kindern und Jugendlichen, die schon vor der Pandemie mit Sorgen oder gesundheitlichen Problemen belastet waren, hat diese Zeit Verunsicherungen und Ängste zum Teil verstärkt. Es gab Kinder, die erst langsam wieder Zutrauen zu sich und in ihre sozialen Fähigkeiten finden mussten. Einige sind noch immer dabei. Mehr denn je galt und gilt in Krisenzeiten: die Einzelnen und die Gemeinschaft stärken.



Auch unabhängig von der Pandemie gibt es persönliche Lebensumstände, die nach einer ganz besonderen Lern- und Schulumgebung verlangen. Bei allem Bemühen können sich – zum Teil schon im frühen Alter – psychische, soziale oder emotionale Problemlagen entwickeln, durch die junge Menschen völlig aus der Bahn geworfen werden und es nicht mehr schaffen, die bisherige Schule zu besuchen. So gibt es ganz besondere schulische Angebote, die dafür sorgen, dass auch stark belastete Kinder und Jugendliche die Chance bekommen, sich gleichberechtigt und auf Augenhöhe – manchmal auch im Wiedererkennen eigener Gefühle und Wirklichkeiten bei anderen – in einer Gemeinschaft zu erleben und zu entwickeln. Als Beispiel möchte ich einen Jungen nennen, der mit einer

psychiatrischen Diagnose in die Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie aufgenommen wird. Vor seiner Einweisung in die Klinik hat er aufgrund seiner sozialen Ängste über ein Jahr lang keinen Schritt mehr in seine Schule gemacht. Eine Gemeinschaft mit anderen Kindern seines Alters, ein gemeinsames Lernen und Spielen waren gar nicht möglich. In der Klinikschule gelingt es ihm zum ersten Mal, in einer ganz anderen, einer schulähnlichen, aber sehr überschaubaren Umgebung, wieder in einer kleinen Gruppe mit vielleicht drei anderen Kindern eine Zeitlang in einem Klassenraum zu sein und zu erfahren, dass er dazu

kleineren, individuell betreuenden Schule seine persönlichen Stärken entdecken und weiterentwickeln. Mit anderen Kontakt aufzunehmen, eine Freundschaft zu erleben, humorvolle Situationen kennenlernen, Schwere überwinden, sich einbringen und durchsetzen müssen, andere Meinungen aushalten – angeleitet und in einem besonderen pädagogisch gestalteten Raum kann all das verwirklicht werden. Mit einer neuen Stabilität, die aus dem gemeinsamen Leben und Lernen erwachsen kann, ist dann vielleicht der Weg in eine berufliche Ausbildung möglich.



in der Lage ist. Noch sitzt er etwas abseits, ganz in der Nähe der Tür; jederzeit hat er eine Fluchtmöglichkeit und einen Raum, in den er flüchten und allein sein kann. Doch es gelingt, behutsam, nach und nach sein Vertrauen in sich selbst und seine Fähigkeiten zu stärken, gemeinsam mit anderen in einer geschützten schulischen Umgebung Schritte in Richtung eines Gemeinschaftserlebens, eines Zusammenseins mit anderen zu gehen.

Noch wäre es für diesen Jungen nicht möglich, sich direkt wieder zum Beispiel in eine große Gesamtschule zu integrieren. Zu fragil sind seine Fortschritte und sein Selbstbewusstsein. Aber möglicherweise kann er in einer



**Name:** Barbara Manschmidt

**Funktion:** Geschäftsführerin

**Bereich:**  
Stiftungsbereich Schulen

**Expertise:**  
(Sonder-)Pädagogik  
und Schulentwicklung



---

# › TEILHABE UND SELBST- BESTIMMUNG VERWIRKLICHEN DAS ZIEL VERLIEREN WIR NICHT AUS DEN AUGEN!

---



» Mit unserer Vision Gemeinschaft verwirklichen haben wir für die v. Bodelschwingschen Stiftungen bereits 2001 die übergeordnete Leitidee für unsere Arbeit definiert. Unsere Vision gründet im christlichen Glauben und beruht auf der Achtung der unbedingten Würde jedes einzelnen Menschen als Geschöpf Gottes. Sie beinhaltet nicht nur eine soziale Dimension („selbstverständliches Zusammenleben aller Menschen ... in der Gesellschaft, Vielfalt als Bereicherung“), sondern auch die bürgerrechtliche („als Bürgerinnen und Bürger mit gleichen Chancen, Rechten und Pflichten ...“).

Für die weiteren Schritte zur Umsetzung unserer Vision bilden heute Teilhabe und Selbstbestimmung – wie sie auch vom Bundesteilhabegesetz formuliert werden – die zentralen Leitkonzepte.

Teilhabe ist als sozialpolitisches Konzept für Integration, Eigenverantwortung, Selbstbestimmung und Mitwirkung definiert: Teilhabe verändert insbesondere die rechtliche Stellung in der Gesellschaft und bedeutet kurzgefasst: dazugehören statt dabei zu sein. Entsprechend der UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) ist nicht vorrangig die formale Zugehörigkeit gemeint, sondern das Zugehörigkeitsgefühl: Menschen mit Behinderung müssen spüren können, dass sie dazu gehören. Das ist letztlich auch



**Name:** Prof. Dr. Ingmar Steinhart

**Funktion:** Vorstandsmitglied

**Bereich:**

Vorstand v. Bodelschwingsche Stiftungen Bethel

**Expertise:** Teilhabe für Menschen mit Beeinträchtigung in Wissenschaft und Praxis



eine Messgröße für die Qualität unserer Arbeit. Zurückgeworfen haben uns zahlreiche Krisen, insbesondere die Bewältigung der Corona-Wellen mit den – im Nachgang betrachtet möglicherweise überfürsorglichen – Bemühungen zur Absonderung und zum Schutz. So müssen wir weiter daran arbeiten, dass dieses Gefühl dazugehören stärker und nicht geringer wird.

Wir sollten auch den Begriff der Behinderung selbst für uns prüfen: Er spiegelt eine Defizit- und keine Ressourcenorientierung wider, eine Minusbilanz, unabhängig davon, ob damit Menschen, Strukturen oder Umwelt gemeint sind. Dasselbe gilt für viele Begriffe wie „Betreuung“, „Versorgung“, „Behindertenhilfe“, „Eingliederungs-

hilfe“. Das Konzept der Teilhabe will ein „Anders- bzw. Behindertsein“ normalisieren und später sogar auflösen – und das auf allen Ebenen: politisch, rechtlich und gesellschaftlich.

## Strategische Entwicklungsschwerpunkte

Vierorts gibt es mittlerweile Aktionspläne zum Thema Inklusion. Wir in Bethel beschreiben für einen neuen Zeitraum mit den gerade veröffentlichten Strategischen Entwicklungsschwerpunkten 2023 bis 2028 die Herausforderungen der kommenden Jahre. Diese sind beispielsweise die zunehmende statt abnehmende Stigmatisierung von Menschen mit einer Behinderung, die fortwährenden und sich immer schneller bewegenden Krisen, die allgemeinen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die Frage der Nachhaltigkeit in allen ihren Dimensionen, die ökonomischen Begrenzungen und insbesondere der Personalmangel. Auf alle diese Herausforderungen gilt es kurz- und langfristig Antworten zu finden.

Wir beschreiben aber ebenso das, was wir uns konkret vornehmen: Die Stärkung der Selbstbestimmung und der Teilhabe individuell wie auch im gesellschaftlichen Kontext steht weiterhin an vorderster Stelle. Grundlage ist die konsequente Ausrichtung der Unterstützungsleistungen an den individuellen Bedarfs- und Lebenslagen und die Gestaltung eines barrierearmen Zugangs zu sozialräumlich verankerten Angeboten. Um mehr Teilhabe für die einzelne Person zu erreichen, kümmern wir uns um Wohnraum und halten neben den Assistenzleistungen in den Sozialräumen weiterhin auch hochspezialisierte Angebote wie z.B. die Epilepsiezentren in Berlin/Brandenburg und Ostwestfalen vor, die Klinik für Inklusive Medizin an der Universitätsklinik Mara oder besondere Assistenzleistungen. Wir stärken Wissenschaft und Forschung auf höchstem Niveau. Das Zusammenspiel dieser evidenzbasierten Angebote und der Assistenzleistungen vor Ort, insbesondere in den Feldern Arbeit und Soziale Teilhabe, wird dabei ständig justiert, stets mit dem Ziel, die individuellen Teilhabechancen zu erhöhen.

Generell gilt: Aktuell bedrohen die allgemeinen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und im Besonderen die schleppende Umsetzung des Bundesteilhabegesetzes die Teilhabechancen von Menschen mit Behinderungen erheblich, sie erhöhen gleichzeitig für die Mitarbeitenden die Arbeitsbelastung und beschweren deutlich die Arbeitsbedingungen. Die Vision Gemeinschaft verwirklichen kann uns in dieser schwierigen Zeit weiterhin Orientierung geben – sie ist aktueller denn je. Teilhabe und Selbstbestimmung für alle Menschen mit Beeinträchtigungen bleibt unser Ziel.



# › GEMEINSCHAFT VERWIRKLICHEN

In Gemeinschaft erfreulich leben  
Kann Qualität in großer Menge geben,  
Von der sind Menschen in wirklicher Welt betroffen,  
Wo bei der Durchführung viele Wege stehen offen.  
Allerdings hat jeder Mensch bei dem Ausweiten  
Andere Gaben, Interessen und Möglichkeiten.

Gemeinschaft fängt im direkten sozialen Umfeld an –  
Beim Frühstück und verbreitet sich weiter sodann.  
Dies kann nehmen einen guten oder bösen Verlauf,  
Der sich vielfach nur schwer lässt halten auf.



Gewiss darf jeder Mensch immer diskutieren und streiten  
Und hierfür den Boden zur Linderung von Sorgen bereiten.  
Er sollte allerdings fremde Hobbys und Meinungen respektieren,  
Was überall zum friedvollen Zusammenhalt kann führen.

Hierfür gebe Gott seinen reichlichen Segen,  
Dass viele Menschen sich aufeinander zubewegen,  
Damit die erhoffte große Lebensqualität  
Im Zusammenhalt auf guten Boden steht.

**Name:** Martin Hahn

**Funktion:** Ortschaftsbote

**Bereich:** Botenmeisterei Bethel, Stiftungsbereich proWerk

**Expertise:** Dichtung, Ortschaft Bethel

#### **Zu meiner Person**

Ich wurde 1962 in Berlin geboren, wo ich von 1969 bis 1979 eine Grund- und Hauptschule für Behinderte besucht habe. Dortselbst begann ich mit dem ursprünglichen Berufswunsch als Gärtner oder Maler mein Berufsleben mit einem Förderlehrgang in fünf verschiedenen Handwerksgebieten (Holz, Garten, Farbe, Metall, Hauswirtschaft) und ein Praktikum in einer Bücherei. Es folgten die Wirtschaftsschule, eine Arbeitserprobung als Bürokaufmann und eine Tätigkeit in einer Behindertenwerkstätte.

Seit 1982 wohne und arbeite ich in Bielefeld. Dortselbst lebe ich nach mehreren (heute teilweise nicht mehr bestehenden) Wohnstätten (Mizpa, Tabor, Heilgarten, Triangel) in einer Appartementwohnung mit Wohnzimmer, Schlafzimmer, Küche und Bad sowie Balkon. Beruflich war ich zunächst in der mittlerweile ebenfalls aufgegebenen Bundeszentalkartei für Nichtsesshaftenhilfe und später (halbtags) als Bote für die damaligen Kliniken Mara und Kidron tätig. Aktuell übe ich (seit Jahrzehnten) eine Tätigkeit als Ortschaftsbote (Zustellung der internen Bethelpost) aus.

Meine seit der Jugend wichtigsten Hobbys sind Dichtung und Musik, Spiel und Sport, Basteln und Werken, Backen und Kochen, die ich in wechselnder Häufigkeit ausübe.

---

# › INKLUSIVE DIENSTGEMEINSCHAFT IM KRANKENHAUS

---



» Im Evangelischen Klinikum Bethel (EvKB) gibt es das sogenannte Inklusionsteam, in dem Arbeitgebervertreterinnen und -vertreter und Interessensvertretungen gleichberechtigt zusammenarbeiten. Die gesetzliche Grundlage dieser Arbeit sind das SGB IX, das Mitarbeitervertretungsgesetz und die im EvKB/Mara abgeschlossene Inklusionsvereinbarung.

Das hat aus mehreren Perspektiven betrachtet viel mit dem Motto Gemeinschaft verwirklichen zu tun. Aus Sicht der Mitarbeitervertretung und der Schwerbehindertenvertretung ist die Arbeit im Inklusionsteam die Grundlage, um insbesondere die Interessen der Kolleginnen und Kollegen mit einer Schwerbehinderung zu vertreten. Die Zusammenarbeit der verschiedenen Betriebsparteien hat das gemeinsame Ziel, betriebliches Gesundheits-



**Name:** Ludger Menebröcker

**Funktion:**

Vorsitzender Mitarbeitervertretung

**Bereich:**

Evangelisches Klinikum Bethel, Universitätsklinikum OWL der Universität Bielefeld

**Expertise:** Arbeitsrecht/Mitarbeitervertretungsrecht

management für die Kolleginnen und Kollegen vor Ort auf den Stationen und in den Abteilungen erfahrbar und erlebbar zu machen. Die Vertreterinnen und Vertreter des Arbeitgebers, der Sprecherausschuss der leitenden Mitarbeitenden, die Schwerbehindertenvertretung und die Mitarbeitervertretung arbeiten miteinander auf Augenhöhe und mit gegenseitigem Respekt an dieser Aufgabe. Konkret heißt das, dass wir z.B. eine Regelung gefunden haben und praktizieren, die es Mitarbeitenden ermöglicht, auch in rentennahen Zeiträumen ihrer Tätigkeit weiterhin nachzugehen.

Erreicht wird das dadurch, dass den Mitarbeitenden geholfen wird, ihre wöchentliche Arbeitszeit zu reduzieren und ein Teil dieser Reduktion finanziell ausgeglichen wird. Aber auch Maßnahmen zur Prävention von Krankheitszeiten werden im Inklusionsteam diskutiert und miteinander einvernehmlich beschlossen.

Auf dieser Arbeitsebene des Inklusionsteams wurde und wird Gemeinschaft verwirklicht.

## Und vor Ort?

Die gute Zusammenarbeit im Inklusionsteam kann leider nicht die – vielerorts fehlende – Inklusion im Arbeitsalltag vor Ort in den Abteilungen oder auf den Stationen ersetzen. Kolleginnen und Kollegen mit Behinderungen, Handicaps oder vermehrten Krankheitsausfällen werden leider oft als Belastung des Teams wahrgenommen. An vielen Stellen fehlt ein effektives funktionierendes Ausfallmanagement, sodass diese Situationen nicht aufgefangen werden, sondern die verbleibenden Kolleginnen und Kollegen oftmals selbstorganisiert die „Lücke“ füllen müssen. Das fördert zwangsläufig nicht das Gemeinschaftsgefühl. Hier wird Gemeinschaft verwirklicht. Personalmangel und Fachkräftemangel führen in solchen Situationen zu zusätzlichen Belastungssituationen.

Darüber hinaus gibt es Führungskräfte, die nicht entsprechend der Grundsätze unseres Klinikums mit den oben genannten Personen umgehen. Diese fühlen sich von den betreffenden Führungskräften nicht entsprechend ihrer Beeinträchtigungen wahrgenommen. In der Beziehung gibt es an vielen Stellen noch Entwicklungsbedarf.

Aber da wo Schatten ist, ist wie so oft auch hier viel Licht. Will sagen: im Evangelischen Klinikum gibt es natürlich auch Führungskräfte, die sich mit Empathie, Offenheit und einer entsprechenden Grundhaltung den Problemen stellen und gemeinsam mit den Mitarbeitenden an Lösungen arbeiten.

Der Anspruch Gemeinschaft verwirklichen ist sicherlich in den nächsten Jahren auch in Bezug auf die zu erwartenden neuen Kolleginnen und Kollegen aus anderen Kulturkreisen eine große Herausforderung. Inklusion darf nicht zur Vereinnahmung werden. Wir dürfen und können die neuen Mitarbeitenden und die Mitarbeitenden, die diese in den Arbeitsbereichen empfangen, mit dieser Aufgabe nicht alleine lassen.

## Mein vorläufiges Fazit:

Die Grundfrage, ob in unseren Arbeitsbereichen Gemeinschaft schon verwirklicht ist, lässt sich weder grundsätzlich mit nein oder ja beantworten. Die gemeinsame Arbeit im Inklusionsteam schafft aber Bedingungen, die es ermöglichen, mehr Gemeinschaft vor Ort zu verwirklichen. An sehr vielen Stellen erschwert die Personalsituation im Klinikum die Verwirklichung von Gemeinschaft.

Das dem Anspruch auf Gemeinschaft widersprechende Verhalten einiger Führungskräfte macht die Realisierung in den betroffenen Bereichen oft unmöglich. Verbesserte Arbeitsbedingungen und eine Führungskräfteentwicklung sind die Voraussetzungen, damit in der Zukunft Gemeinschaft verwirklicht werden kann.

*Gemeinschaft verwirklichen* – das ist ein immerwährender Prozess!



## › OHNE ARBEIT

# FÄLLT MIR DIE DECKE AUF DEN KOPF

### » Ein Interview in der Werkstatt Grabe

#### **Frau Masuth, welche Aufgaben haben Sie hier in der Werkstatt Grabe?**

Fr. Masuth: Ich arbeite hier in der Abteilung EG 1 und mache Montagearbeiten. Ich bin hier in Grabe seit sechs oder sieben Jahren. Und als Beschäftigte in Bethel habe ich nächstes Jahr mein 25-jähriges Jubiläum!

Ich bin auch Alltagsassistentin hier und habe meine Leute, die ich zum Frühstück oder zur Mittagspause begleite und das Essen anreiche. Da habe ich die Qualifizierung in Bethel gemacht, die ging damals ein Jahr. Zusätzlich habe ich noch den Mobilitätsassistenten gemacht. Das heißt, ich darf auch Leute von hier zu einer anderen Werkstatt oder einer anderen Maßnahme begleiten. Ich habe gerne den Umgang mit den Leuten. Es ist schön, sie zu begleiten und zu betüddeln. Und wenn morgens und nachmittags die Fahrdienste ankommen, dann gibt es noch die Begleitung zu den Abteilungen und Plätzen und wieder zurück. Wir haben da so ein Helferteam.

#### **Was bedeutet Ihnen Ihr Arbeitsplatz?**

Fr. Masuth: Der ist mir sehr wichtig. Sonst würde mir zu Hause die Decke auf den Kopf fallen. Das war schlimm in Corona. Mir gefällt meine Arbeit und ich komme gerne hierher. Ich habe hier Leute um mich und das ist wichtig für mich.

#### **Ist es Ihrer Meinung nach positiv, dass es die Werkstätten für Menschen mit Behinderungen gibt?**

Fr. Masuth: Auf alle Fälle. Ich habe ganz früher schon mal auf dem freien Arbeitsmarkt gearbeitet. Das waren aber leider nur befristete Stellen. Ich habe dort keine richtige Arbeit bekommen. Mir wurde dann immer gesagt: „Das kannst du nicht machen, weil du hast ein Handicap.“ Ich wollte verschiedene Sachen machen. Ich hatte mal eine Bürokräftausbildung angefangen. Die konnte ich dann auch nicht beenden. Da war ich für das Berufsbildungswerk zu teuer. Ich habe sehr unterschiedliche Erfahrungen mit den Ämtern gemacht. In meiner alten Heimat habe ich da nicht so gute gemacht. Da musste ich immer zum Arbeitsamt und wenn ich die Arbeit dann ablehnen musste, weil das mit meiner Behinderung nicht ging, haben die Ämter gesagt: „Dann brauchen Sie wieder eine amtsärztliche Untersuchung.“ Und mein Vater hat immer gesagt: „Die braucht keine amtsärztliche Untersuchung, die braucht eine vernünftige Arbeit, die sie machen kann.“ Ich habe dort keine Möglichkeit bekommen, keine vernünftige Arbeit, die zu meinem Handicap passt. Und dann habe ich irgendwann über eine Freundin Kontakte nach Bielefeld bekommen. Hier habe ich meinen Platz gefunden und bin seitdem auch nicht mehr arbeitslos.

#### **Frau Senf, wie ist Ihr Eindruck als Abteilungsleiterin: Sind wir in dieser Kommune bzw. in NRW gut aufgestellt, um berufliche Teilhabe für Menschen mit Behinderung zu ermöglichen?**

Fr. Senf: Wenn ich auf den Personenkreis der Werkstatt für Menschen mit Behinderungen (WfbM) schaue, haben wir viele und gute Möglichkeiten. Ich glaube, dass die Werkstätten in NRW gut aufgestellt sind. Schwierig ist es für die Menschen, die nicht zum anspruchsberechtigten Personenkreis gehören. Wenn überhaupt, arbeiten sie hauptsächlich in prekären Arbeitsverhältnissen und dies mit viel Leistungsdruck und viel Leistungskontrolle.







Aktuell haben wir hier zwei Fälle, die ich dem Personenkreis der Werkstatt zuordnen würde. Von den Leistungsträgern wird aber immer wieder in Frage gestellt, ob diese Personen nicht doch in Teilzeit auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt arbeiten könnten. Die Leistungsträger sind der Meinung, die Personen seien in der Lage, mehr als drei Stunden zu arbeiten. Aber oft sind sie das nicht mal hier in der Werkstatt. Sie schaffen die drei Stunden vielleicht gerade so, aber hier sind die Bedingungen ganz anders als auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt.

Uns ist es darum neben dem Ziel der Teilhabe am Arbeitsleben und der individuellen Weiterentwicklung ein wichtiges Anliegen, grundlegend das Selbstbewusstsein und die Selbstwirksamkeit der Menschen zu stärken. Ich glaube, mit gestärktem Selbstbewusstsein können Menschen ihre nächsten Schritte gehen und Entscheidungen für sich treffen.



Eine weitere Schwierigkeit ist die Vermittlung aus der WfbM auf den allgemeinen Arbeitsmarkt. Da werden einfache Kompetenzen gefordert und Anforderungen gestellt, die von den Menschen oft noch nicht geleistet werden können. In der WfbM hingegen haben wir unterschiedliche Aufgaben, welche individuell an die Menschen angepasst sind.

#### **Welche Veränderungen wären aus Ihrer Sicht nötig?**

Fr. Senf: Weitestgehend sollte nach den Bedürfnissen der Menschen geguckt werden. Und ich glaube, dass wir viele Menschen mit einem rehabilitierenden Werkstattkonzept ansprechen könnten, die bisher nicht zum Personenkreis der Werkstatt gehören. Die Idee, durch ein solches Konzept Menschen abzuholen, die bisher durch andere Arbeitsmarktmaßnahmen unterstützt werden und die Werkstätten für diese Menschen zu öffnen, fände ich eine tolle Idee. Davon sind wir jedoch noch sehr weit entfernt.



**Name:** Sabine Masuth

**Funktion:** Beschäftigte in der Werkstatt Grabe; Mitglied im Werkstatttrat

**Bereich:** Stiftungsbereich proWerk

**Expertise:** Alltags- und Mobilitätsassistentin

**Name:** Kerstin Senf

**Funktion:** Diakonin und Abteilungsleiterin der Werkstatt Grabe

**Bereich:** Stiftungsbereich proWerk

**Expertise:** Berufliche Teilhabe

### **Frau Masuth, was würden Sie gerne ändern oder verbessern?**

Fr. Masuth: Dass alle das gleiche Gehalt kriegen und ein bisschen mehr. Dass alle einen Einheitslohn kriegen, zum Beispiel einen Betrag von 400 Euro. Das geht aber nicht, weil wieder irgendwo die Ämter dazwischenhängen, die dann wieder etwas abziehen. Es wird alles teurer und es ist ein bisschen wenig für meine Aufgaben, die ich hier mache. Das ist auch ein Thema bei uns im Werkstatttrat. Dafür habe ich mich letztes Jahr zum ersten Mal aufstellen lassen und bin auch gewählt worden.

### **Hat es Ihrer Meinung nach auch Nachteile, dass es diese besonderen Werkstätten gibt?**

Fr. Masuth: Nein, ich finde das ganz gut. Dann haben die Leute mit Beeinträchtigungen oder Handicaps auch eine Chance eine Arbeit zu machen. Menschen mit einem Handicap würden auf dem freien Arbeitsmarkt wahrscheinlich in Panik und Stress geraten und hier wird alles dann so angenommen wie es ist. Es gibt Leute mit Stärken und Schwächen, die schneller oder langsamer arbeiten und die Arbeit ist auch korrekt.

### **Wie erleben Sie das, Frau Senf? Wird in der Werkstatt Grabe Gemeinschaft verwirklicht?**

Fr. Senf: Wir haben hier sehr unterschiedliche Menschen und mir ist es wichtig, dass hier alle ihren Platz finden. Auf Seiten der Fachkräfte haben wir viele Mitarbeitende mit unterschiedlichen Ausbildungen. Bei den Beschäftigten haben wir Menschen mit sehr hohem Unterstützungsbedarf sowie Menschen, die nach der Arbeit selbstständig nach Hause gehen und sich um ihre eigene Familie kümmern. Das macht unseren Alltag hier aus. Trotz dieser

Unterschiedlichkeiten kann jeder und jede seinen oder ihren Platz haben. Natürlich gibt es auch Konflikte, aber es ist mein Ziel, dass es hier ein sicherer Ort für alle ist. Dazu gehören z.B. auch gemeinsame Feiern und dass wir wohlwollend miteinander umgehen. Gemeinschaft verwirklichen ist mein Anliegen und ich hoffe, dass wir das gut erfüllen.

### **Inwiefern erleben sich die Beschäftigten auch außerhalb der Werkstatt als Teil einer gesellschaftlichen Gemeinschaft?**

Fr. Senf: Manchmal erzählen Beschäftigte davon, dass sie aufgrund ihrer Besonderheiten ausgegrenzt werden. Manche haben ihre positiven sozialen Kontakte hauptsächlich hier. Ein großer Teil ist erfreulich gut integriert, sei es allgemein im Stadtteil oder auch über die Unterstützungsangebote von Bethel.regional oder anderen Trägern.

### **Frau Masuth, wie erleben Sie das mit der Gemeinschaft in Grabe und außerhalb?**

Frau Masuth: Ich fühle mich hier wohl. Und ich glaube, das geht auch den anderen hier so. Ich habe hier und auch allgemein in Bielefeld einen großen Freundeskreis. Eine gute Freundin ist hier bei mir in der Abteilung. Und dann habe ich auch einen Lebenspartner, das ist schön. Ich lebe selbstständig, und wenn ich nach Hause komme, da erwartet mich immer meine Katze.

### **Frau Senf, die Frage nach der Existenz von WfbM wird ja von vielen positiv und von anderen kritisch gesehen. Wie ist Ihre Auffassung?**

Fr. Senf: Die WfbM ist eine „Sondereinrichtung“. Vielleicht sind wir intern inklusiver als die Gesellschaft. Wir sorgen ungewollt ein Stück weit für Exklusion. Mit diesen Sondereinrichtungen nehmen wir uns vielleicht an manchen Stellen die Chance, eine inklusive Gesellschaft weiter nach vorne zu bringen. Auf der anderen Seite sehe ich die Menschen, die überfordert wären, wenn es die WfbM nicht mehr gäbe. Und es gibt Leute, die eine Vermittlung auf den allgemeinen Arbeitsmarkt ohne die Förderung in einer WfbM nicht geschafft hätten. Aber es gibt noch einiges zu tun.



# › GEMEINSCHAFT IN KIRCHE?

## MEIN WEGGANG UND NEUER ZUGANG

» Ich bin 54 Jahre alt und habe viele Jahre als Ergotherapeutin leidenschaftlich gern mit Menschen mit psychischen Erkrankungen und Suchterkrankungen gearbeitet. Zur Kirche, zur christlichen Gemeinschaft und Botschaft hatte ich die meiste Zeit meines Lebens keinen Zugang. Da gab es allerlei Barrieren...

Ich bin durch mein Elternhaus nicht christlich sozialisiert worden und die Inhalte aus dem schulischen Religionsunterricht und dem Konfirmandenunterricht sprachen mich nicht besonders an. Ich wollte mich vor allem deshalb konfirmieren lassen, um mir von den Geldgeschenken einen Plattenspieler zu kaufen. Sonntagmorgens in den Gottesdiensten langweilte ich mich. Einmal musste ich einige der zehn Gebote mit Erklärung vortragen. Obwohl ich vorbereitet war, machte ich Fehler und ich schämte mich deshalb sehr.

Ich besuchte auch eine christliche Jugendgruppe, um nach einem Umzug in dem neuen Dorf Anschluss zu finden. Aber ich war schüchtern. Mich dort in diese Gruppe zu integrieren, schaffte ich nicht gut. Ich gehörte nicht richtig dazu und ging bald nicht mehr dorthin.

### Mein Weggang

Inspiziert durch eine Freundin, trat ich dann mit 16 Jahren aus der Kirche aus. Im Alter von 20 bis 30 Jahren lebte ich u. a. in einer Bauwagenkolonie ein paar Dörfer weiter von meinem alten Dorf entfernt. Dort erlebte ich eine aufgeschlossene Gemeinschaft. Ich traf auf spirituell interessierte Menschen. Auch bei mir hatten sich in dieser Zeit Fragen nach dem Sinn meines Daseins eingestellt. Es gab einen Durst „nach mehr“ in mir und den Wunsch nach Antworten auf die vielen Lebensthemen, die mich umtrieben.

In der Bibel suchte ich nicht nach Antworten. Das Christentum reizte mich nicht; nein, es schreckte mich eher ab. Die Berichterstattungen über Missbräuche an Kindern und Jugendlichen durch Geistliche, die dunklen Kapitel der Kirchengeschichte und homophobe Ansichten von Christen und Christinnen fand ich abschreckend. Nein: Die Weisheiten von berühmten Indianern, der Buddhismus und andere indische Glaubensrichtungen sprachen mich viel mehr an, faszinierten mich.

Im Alter von 20 bis 35 Jahren besuchte ich Kirchen nur, wenn Angehörige beerdigt wurden oder aber heirateten. Ich liebte die Orgelmusik, das Singen und die Ausstrahlung von Kirchenräumen. Das Erhabene. In Ermangelung biblischer Kenntnisse langweilten mich aber die Predigten, und das Glaubensbekenntnis wollte ich mir schon gar nicht überstülpen lassen.

### Mein neuer Zugang

Mit Anfang 30 machte ich meine Ausbildung zur Ergotherapeutin. Bald danach arbeitete ich 17 Jahre lang in einem psychosozialen Pflegeheim für Menschen mit psychischen Erkrankungen und Suchterkrankungen. Die Einrichtung war nicht christlich geprägt. Aber irgendwie dachte ich,



**Name:** Andrea Kirchoff

**Funktion:**  
Ergotherapeutin, Diakonin in Ausbildung

**Bereich:**  
Diakonie/Ev. Hilfsverein

**Expertise:** Arbeitstherapie, Suchttherapie, Gerontopsychiatrie



Ein weiterer positiver Bezugspunkt war ein Gospelchor, zu dem mich eine Freundin mitnahm. Rhythmus und Melodien des Gospels entsprachen sehr meinem Geschmack. Das Singen im Chor machte Spaß und tat mir gut. Die Texte wirkten vielleicht unterbewusst, wer weiß. Was für mich zählte, war: Ich durfte auch als „Nicht-Kirchenmitglied“ mitsingen und wurde Teil dieser Gemeinschaft.

Ausgelöst durch eine schwere persönliche Krise nahm ich eines Tages infolge eines zufällig angeschauten Gottesdienstes auf YouTube (der mich sehr ansprach) doch einmal die Bibel zur Hand. Ich las ein bisschen. Und dann immer mal wieder. Ich war fasziniert, wie dieser Jesus mit Menschen in Beziehung ging. Und irgendwie entwickelte er auch eine Beziehung zu mir. Allmählich fand ich meine Zuversicht und Lebensfreude wieder.

vielleicht könne ein christliches Angebot für Gläubige oder am Glauben interessierte Menschen in der Einrichtung einen oder anderen von ihnen psychisch stabilisieren. Ohne ein eigenes Glaubensleben zu haben, stellte ich eine Vernetzung mit der ansässigen evangelischen Gemeinde her. Es folgten viele Jahre intensiver, kreativer und für alle Beteiligten sehr bereichernde Zusammenarbeit. Die offene Haltung dieser Gemeinde gegenüber dem manchmal herausfordernden Verhalten der Bewohner und Bewohnerinnen wandelte meinen Blick auf die Kirche positiv. Sie wurden trotz allem immer herzlich eingeladen und ganz selbstverständlich in kirchliche Veranstaltungen miteinbezogen.

Vor fünf Jahren bin ich wieder in die evangelische Kirche eingetreten und bin Teil einer aufgeschlossenen Gemeinde. Vor einiger Zeit habe ich im Internet die Seminare der Ev. Bildungsstätte in Bethel entdeckt. Ich habe mich einfach angemeldet. Ich möchte ein tieferes Verständnis der biblischen Botschaften erlangen. Ich erlebe, dass die Inhalte mein Glaubens- und Arbeitsleben verändern. Dafür bin ich sehr dankbar.

# › GEMEINSCHAFT AM LEBENSENDE?!

» Gemeinschaft verwirklichen – auch am Lebensende? Wie weit gelingt das im Jahr 2023? Sind Sterbende im Fokus, sind sie tatsächlich in der Mitte der Gesellschaft angekommen und angenommen?

Die Hospiz- und Palliativarbeit hat in den letzten 15 Jahren einen großen Sprung nach vorne und vor allem in das Bewusstsein der Gesellschaft gemacht. Die in den 80er Jahren in Deutschland aufgekommene Initiative hat sich mittlerweile gesellschaftlich und wissenschaftlich etabliert und ist im Sozialgesetzbuch zur Regelleistung geworden. Eine notwendige Voraussetzung, die Möglichkeiten der individuellen Versorgung und Begleitung am Lebensende vom Grundsatz her zu eröffnen.

## Was es gibt

Das Angebot der Hospiz- und Palliativbewegung in Bielefeld und Bethel hat seinen Anfang vor gut 25 Jahren genommen. Sie hat sich seitdem enorm entwickelt und kann den Betroffenen individuelle Unterstützungs- und Begleitungsangebote bieten. Sie reichen von der Onkologie und Palliativmedizin und -pflege über ambulante Angebote der Pflege, ambulante Hospizdienste, die die ehrenamtliche Arbeit fördern und begleiten, bis hin zu stationären Angeboten. Dazu gehören sowohl onkologische Stationen, Palliativstationen, Pflegeheime mit Palliativkonzept bis hin zu stationären Hospizen. Bielefeld ist zudem mit dem Palliativnetz, in dem die meisten Akteure der Fachdisziplin agieren und eng kooperieren, gut aufgestellt. Das bietet den Betroffenen die Möglichkeit, von einer infausten, also ungünstigen Diagnose an durch die verschiedenen Angebotsstrukturen über ihren gesamten Krankheitsverlauf bedarfsgerecht begleitet zu werden.

Bethel ist mit dem ambulanten Palliativpflegedienst, dem Kinder- und Jugendhospiz, dem stationären Hospiz Haus Zuversicht und dem ambulanten Hospizdienst des Bielefelder Südens ebenfalls ein wichtiger Akteur des Netzwerkes. Dazu kommen weitere Initiativen und Angebote, wie verschiedene Arbeitsgemeinschaften, aber auch Angebote der gesundheitlichen Versorgungsplanung (GVP), Fort- und Weiterbildung im Bereich Palliativ Care, Seelsorge und die Trauerbewältigung. Das Thema der diakonischen Identität und Spiritualität ist fester Bestandteil auch in der hospizlichen und palliativen Arbeit in den von Bodelschwingschen Stiftungen. Bethel ist in Form von verschiedenen Kooperationen und der Beteiligung an Projekten und Studien, wie zuletzt über die Teilnahme an der Studie zu „Spiritualität am Lebensende“, bei der Weiterentwicklung der Themen engagiert.



## Was fehlt

Auf der Ebene der professionellen Betreuung und im Bereich des Ehrenamtes ist schon viel erreicht und Bielefeld ist relativ gut aufgestellt. Dennoch fehlt es heute und in Zukunft an wichtigen Ressourcen, vor allem an ausreichend und gut qualifiziertem Personal, um allen Betroffenen eine adäquate und individuelle Begleitung ermöglichen zu können. Im Bereich der stationären Hospize ist die Versorgungssicherheit bisher noch weitgehend gegeben, aber es mangelt vor allem an Kräften in der Altenhilfe, sowohl stationär als auch ambulant. Dort leben und sterben die meisten Menschen und brauchen, wie die Menschen auf den Palliativstationen und stationären Hospizen, eine professionelle Begleitung, die vor allem mit ausreichend Zeit für Individualität, Sorgfalt und Würde verbunden sein muss. An dieser Stelle sind die Träger gefragt – aber vor allem die Politik. Es müssen Möglichkeiten und Rahmenbedingungen geschaffen und nachhaltig gesichert werden, mit und in denen die großen und kleinen Träger die Begleitung, Betreuung und Pflege alter und sterbender Menschen in der Weise wahrnehmen und anbieten können, wie es dem tatsächlichen Bedarf in all seinen Facetten entspricht. Die Ideen, die Angebote und das Engagement der Träger und der einzelnen Beteiligten sind vorhanden, aber es fehlt an den notwendigen Mitteln und an nachhaltiger Versorgungssicherheit, allen Betroffenen diese Angebote zuteilwerden zu lassen.



**Name:** Linda Bulthaupt

**Funktion:** langjährige Einrichtungs- und Pflegedienstleiterin Hospiz Haus Zuversicht; ab 2023 Mitglied der Direktion

**Bereich:** Stiftungen Sarepta | Nazareth

**Expertise:** Hospizarbeit und Palliativpflege/ Pflegemanagement

## Sterben – persönlich (k)ein Tabu

Der Fokus soll in diesem Artikel aber auch auf jeden Einzelnen, fern der professionellen Versorgungsmatrix, gerichtet werden.

Die Hospizbewegung bejaht das Leben und erkennt das Sterben als zum Leben gehörenden Prozess an. Dazu gehört unweigerlich die Einbindung, beziehungsweise das selbstverständlich und bewusst gewollte Bleiben der Sterbenden in der Mitte der Gesellschaft. Eine sorgende Gemeinschaft und ein offener und natürlicher Umgang mit Tod und Sterben ist dafür eine obligate Voraussetzung. Aber wie weit sind wir hier als Gesellschaft? Bringen wir die Voraussetzungen dafür in ausreichender Weise mit?

Die Enttabuisierung der Themen Tod und Sterben in der Gesellschaft ist eine Intention und niemals endende Aufgabe der Hospiz- und Palliativarbeit. Auch da gibt es vielfältige Fortschritte zu verzeichnen. Die Zahl der Initiativen, Vereine, Institutionen, aber auch Privatpersonen, die sich dem Thema verschreiben, steigt stetig. Die Hospiz- und Palliativversorgung genießt hohes Ansehen und gehört fast schon zum guten Ton.

Dennoch, es wird weiter eine große Anzahl von Menschen geben, die sich aus individuellen Gründen nicht damit beschäftigen möchten oder können. Einerseits stehen häufig Ängste einer Offenheit für mutige Gedanken im Wege. Jeder muss und darf seinen eigenen Weg finden, mit dem Thema umzugehen. Und andererseits kann eine zu offensive Konfrontation, ein Zuviel, manche Türen unnötig und frühzeitig verschließen. Die Beschäftigung damit ist wichtig, aber eben manchmal erst dann gewollt oder gekonnt, wenn man nicht mehr ausweichen kann. Erst dann ist es für manche Menschen die einzig richtige Zeit, sich dem Thema zu widmen und sich seinen Ängsten zu stellen. Das gilt es, trotz möglicherweise anderer Überzeugung, zu akzeptieren.

Aufgabe der Hospizbewegung ist es daher, das Thema in der Gesellschaft wiederkehrend und nachhaltig sichtbar zu machen, ein gutes Maß zu finden, ihm immer wieder Raum und Gehör zu verschaffen und damit den Menschen die Möglichkeit zu geben, sich leichter mit dem „Schweren“ auseinandersetzen zu können.



## Gemeinschaft mit Sterbenden

Im direkten Umgang mit Sterbenden zeigt sich in der Gesellschaft oftmals, dass sich Menschen aus dem Umfeld des Sterbenden zurückziehen. Kennen wir nicht alle Sätze wie: „Ich möchte ihn so in Erinnerung behalten wie er vorher war. Ich weiß auch gar nicht, was ich sagen soll. Ich lasse ihm erst mal Zeit, das Ganze selbst zu verarbeiten. Ich würde ja selbst nur weinen, das kann er in seiner jetzigen Situation nicht gebrauchen. Vielleicht will er ja auch gerne erstmal alleine sein.“

In der Hospiz- und Palliativarbeit gibt es in den allermeisten Situationen kein allgemeines richtig oder falsch. Sicher ist die Sorge, etwas falsch zu machen, etwas Falsches zu sagen, häufig die Triebfeder für den Rückzug. Die Sterbenden jedoch brauchen oft all ihre Verbündeten und Vertrauten, um den letzten Weg, so gut und behütet wie möglich zu gehen. Angehörige und der Freundes- oder Kolleginnen- und Kollegenkreis dürfen unsicher sein, sie dürfen Angst haben und unwissend sein. Und es ist nicht schlimm, es zu zeigen. Aber es kann schlimm sein, am Ende seines Lebens alleine zu sein oder sich zumindest so zu fühlen. Lassen Sie die Menschen wissen, dass Sie da sind, kommen Sie weiter zu Besuch, unabhängig davon, ob die Menschen zuhause, im Pflegeheim oder im Hospiz sind. Dort findet nicht nur Sterben, sondern vor allem buntes Leben statt.

## Sterben ist exklusiv

Am Ende ist Sterben aber trotzdem exklusiv: Das haupt- und ehrenamtliche Hospiz- und Palliativteam begleitet bis zum letzten Moment und bis an die Bettkante – die Familie, Freunde und Freundinnen Lebensbegleiterinnen und -begleiter vielleicht einen halben Meter weiter. Doch das letzte Stück des Weges bleibt für jeden Sterbenden immer absolut exklusiv. Daher sollten wir uns umso mehr und nachhaltig um die Bewusstmachung des Themas engagieren und zeigen, dass die Sterbenden als wertvolle Mitglieder unserer Gesellschaft einen besonderen Platz in unserer Mitte haben.





## IMPRESSUM

---

© Bethel-Verlag, Bielefeld 2023  
ISSN 2364-02940

**Herausgeber:**

v. Bodelschwingsche Stiftungen  
Bethel  
V.i.S.d.P. Wolfgang Roos-Pfeiffer  
Stiftungen Sarepta I Nazareth  
Nazarethweg 5, 33617 Bielefeld  
Telefon: (0) 521 144-2229  
Telefax: (0) 521 144-2213  
www.bethel-wissen.de

**Redaktion:**

Lea Beinke  
Jutta Beldermann  
Ulrich Strüber  
Dr. Kathrin Sundermeier  
redaktion@bethel-wissen.de

**Produktion:**

Dr. Kathrin Sundermeier

**Konzeption / Design / Prepress:**

unikat GmbH  
www.unikat.net

Gedruckt auf FSC-zertifiziertem  
Papier

**Druck und Verarbeitung:**

proWerk, MedienService Bethel  
www.prowerk-bethel.de

**Bildnachweise:**

S. 4–7: unikat / Ronald Dunckert  
S. 9: Pexels / Aidan Roof  
S. 10/11: Frank Kruse  
S. 12: Pexels / Lex Ugolkov  
S. 15: Pexels / kaboompics.com  
S. 17: Achim Pohl  
S. 19: anonyme Patientin  
S. 20: Pexels / Rodnae Productions  
S. 22: Stabsstelle Presse und Kommunikation  
vBS Bethel  
S. 24/25: Neue Schmiede Bethel  
S. 26: Pexels / Louis Bauer  
S. 29: Lea Beinke  
S. 30: Lea Beinke  
S. 33: Ronald Dunckert  
S. 34: Pexels / Stanislav Kondratiev

Diverse: Bethel / Stiftungen Sarepta I Nazareth

---

Entdecken Sie unser Fachthemenportal:

**[www.bethel-wissen.de](http://www.bethel-wissen.de)**

Dort können Sie bethelwissen kostenlos abonnieren  
und vergangene Ausgaben herunterladen.